

Wettkampf der Spitzenwortler

1965 veranstaltete Dieter E. Zimmer in Zusammenarbeit mit der Akademie der Künste einen öffentlichen Übersetzungswettbewerb. Ein halbes Jahrhundert später hat der Deutsche Übersetzerfonds, der dieses Jahr sein zwanzigjähriges Bestehen feiert, gemeinsam mit der *FAZ* diese Initiative wieder aufgegriffen. Damals veranlassten die eingesandten Übersetzungen Zimmer zu einem Grundsatztext über ‚die einstweilige Unentbehrlichkeit des Humantranslators‘, den er für seinen Essayband *RedensArten. Über Trends und Tollheiten im neudeutschen Sprachgebrauch* erweiterte und dessen Diagnosen heute noch Bestand haben. Gut fünfzig Jahre später seien die Grundfragen erneut gestellt: Was ist eine gute Übersetzung? Wie hat sich die Übersetzungskultur hierzulande weiterentwickelt?

Gegenstand des Wettbewerbs war das nebenstehende erste Kapitel von *Great Jones Street*, einem 1973 in den USA erschienenen und bislang nicht ins Deutsche übersetzten Roman von Don DeLillo. Profis wie Laien konnten sich gleichermaßen beteiligen, begutachtet wurden die anonymisierten Einsendungen von einer Jury, die aus der Cheflektorin des Kiepenheuer&Witsch Verlages Kerstin Gleba, dem Literaturkritiker und Redakteur der *FAZ* Andreas Platthaus, der Übersetzerin Miriam Mandelkow sowie den Übersetzern Andreas Jandl und mir bestand. Die Jury achtete auf eine präzise Übertragung nicht nur des Inhalts des Ausgangstexts, sondern auch seines Rhythmus, der Stillage, Assoziationen, Anspielungen usw.

Eine stattliche Anzahl von vierhundert Übersetzerinnen und Übersetzern (etwa ein Fünftel erfahrene Praktiker und vier Fünftel Laien) machte sich in den Sommermonaten an die Arbeit. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Qualität der eingesandten Übersetzungen der Gaußschen Normalverteilung entspricht, was einen qualitativen Fortschritt darstellt, denn Zimmer hielt noch fest, unter den damals eingesandten 620 Manuskripten sei keines gewesen, das er in seiner ursprünglichen Form hätte gedruckt sehen mögen. Er wettete über Dilettanten, erwachsene ABC-Schützen, Schluderer, Stümper und Pfuscher und zeichnete „ein einigermaßen trostloses Bild von den Übersetzerfähigkeiten, die in diesem unserem Lande schlummern“. Grundsätzlich sind die übersetzerischen Untugenden, die Zimmer in seiner Auswertung auflistete, auch heute noch zu finden, aber die Ausgangssituation ist eine andere. Englischkenntnisse sind kein Spezialwissen mehr, sondern der Normalfall, und landeskundliche Ahnungslosigkeit ist dank Fernsehen, Internet und billigeren Auslandsreisen heute leichter wettzumachen als vor fünfzig Jahren. So lässt sich konstatieren: Die Lust am Übersetzen ist ungebrochen, und sie wird gebraucht. Dass so viele Nichtprofis die Heidenarbeit auf sich genommen haben, diesen kurzen Text zu übersetzen, der es wahrlich in sich hat, zeigt, dass es seinen

Reiz hat, sich einen fremdsprachigen Text anzueignen. „Übersetzen ist menschlich.“ (Fritz Senn)

Auch 2017 gibt es verkorkste Versionen, in denen aus einem „place of my birth“ die „Stätte meiner Niederkunft“ wird, aus „wildly rippling bodies“ „wild krabbelnde Leichen“ oder aus „There was less sense of simple visceral abandon at our concerts during these last weeks“ der amüsante Satz „Während dieser letzten Wochen gab es bei unseren Konzerten weniger Fälle von ungehemmter Darmentleerung“. Hier ist das Übersetzen eher ein Eselsbrückenbau ins Verstehen. Ein erstes Résumé für die Zukunft des literarischen Übersetzens im deutschsprachigen Raum wäre demnach, dass wir mehr hermeneutische Unterweisung brauchen, Fortbildung in grundlegender Textinterpretation. Wenn die eingesandten Übersetzungen gelegentlich nur „abphotographierte Originale“ sind – so der anschauliche Begriff von Miriam Mandelkow –, dann liegt das nur zu oft daran, dass das Original nicht ganz verstanden und durchdrungen worden ist. Apropos, kennen Sie den schon? Wie viele Übersetzer braucht es, um eine Glühbirne auszuwechseln? Das kommt auf den Kontext an. Und im Kontext eines Rockkonzerts ist wohl „ein Meer tobender Leiber“ zu beobachten – „wild krabbelnde Leichen“ tummeln sich eher in Zombiefilmen. „Das eifrigste Wörterbuchwälzen enthebt den Übersetzer nicht der Notwendigkeit des Mitdenkens“, brachte Dieter E. Zimmer die Sache ironisch auf den Punkt.

Im breiten Mittelfeld finden sich gelungene, aber nicht ganz unfallfreie Übersetzungen (Arme und Beine bersten und Wellen zerbröseln, weil die Kenntnis deutscher Kollokationen fehlt, „beraubt werden“ wird mit dem Dativ verwendet, bedarf aber des Genitivs usw.). Gutes Übersetzen verlangt eine Beherrschung der deutschen Sprache bis in ihre feinsten Verästelungen, und dazu gehören Lexik, Idiomatik, Stilistik, Grammatik und nicht zuletzt Zeichensetzung. Das ist nicht alles, aber das ist Basis und Sprungbrett zu allem anderen. Es gibt in diesen Übersetzungen viele gute Ansätze, die steckenbleiben, weil ihre Urheber sich nicht genug trauen, als Eigenwörtler am einsamen Schreibtisch sich vielleicht nicht trauen können. Man muß Konventionen befolgen können und dann lernen, sich über sie hinwegzusetzen. Diese Traute kann man entwickeln: im Austausch mit Kolleginnen und Kollegen an regionalen Übersetzerstammtischen und in überregionalen Werkstätten, Seminaren und Workshops.

In der Spitzengruppe der eingesandten Texte gibt es semantisch präzise, in ihrer Bildkraft originelle, rhythmisch brillante und in ihrer Stillage sitzende Übersetzungen. Auch sie haben oft noch kleine Patzer, aber hier ist eben ein Loblied des kollektiven Übersetzens zu singen: Im Berufsalltag kann man bei fragwürdigen Passagen des Originals in der Regel den Autor oder die Autorin fragen, außerdem wird die Übersetzung im Lektorat redigiert – diese Optimierungsfaktoren fehlten unter den Bedingungen des Übersetzungswettbewerbs.

Es wurden ferner Texte eingesandt, die das Original nurmehr zum Anlass für Adaptionen, letztlich also eigene literarische Texte nutzen. Das kann man machen, aber das ist kein Übersetzen. Es ist ein anmutiger Assonanzentanz, „langweilige Wege vom Grau ins Gräuliche ins Grauen“ abzuschreiten – nur hat der Autor das mit „long journeys across gray space“ nicht geschrieben. Es ist ein hübscher Verfremdungseffekt, wenn aus einem realistischen „secret genius of survival“ ein raunender „stiller Meister im Dauern“ wird, aber DeLillos ‚heimlicher Überlebenskünstler‘ stützt nicht auf dem Kothurn eines Botho Strauss oder Stefan George einher. Es ist eine reizvolle Idee, einen Text mit Zitaten aus dem deutschen Expressionismus zu spicken, aber es verfälscht das literarische und – in diesem Fall – populärkulturelle Beziehungsgefüge eines amerikanischen Romans.

Don DeLillo ist ein eigenwilliger Stilist. Wenn er sich von sprachlichen Konventionen entfernt, müssen diese Abweichungen im Deutschen nachgebildet werden. Schräge Formulierungen dürfen nicht begradigt werden. Das gilt für grammatische Konstruktionen ebenso wie für einzelne Bilder. Nehmen wir das Ende der Passage: Polizisten stürmen das Stadion, freuen sich sadistisch darauf, die randalierenden Konzertbesucher verprügeln zu können, versuchen aber mühsam, ihre Mimik im Zaum zu halten. DeLillo verdichtet diesen Gegensatz von Innen und Außen zu „hiding the feast in their minds behind metered eyes“. Spricht man hier nur von „freudiger Erregung“, hat man zwar eine schöne idiomatische Wendung gefunden, aber das schrille Bild eines im Geiste vorweggenommenen Schlachtfests verblasst. Schreibt man wie Pocio „die innere Ekstase hinter taxierenden Blicken verborgen“, bleibt die Spannung zwischen entfesseltem Überschwang und Ausdruckslosigkeit erhalten.

Überhaupt Pocio, um nun endlich auf die Preisträgerin des Wettbewerbs zu sprechen zu kommen. Das Literaturübersetzen ist keine exakte Wissenschaft, für ein ausgangssprachliches Problem gibt es selten die eine allein seligmachende Lösung, aber Pocio schöpft aus dem Vollen, und in ihrer Übersetzung gibt es immer wieder Anlässe zum Jubeln. Das geht beim ersten Satz los, einem Paukenschlag, dessen Dröhnen wiederhergestellt wird: „Ruhm erfordert Exzesse jeglicher Art.“ Oder um ein schon erwähntes Beispiel zu nehmen: Das unauffällige Adjektiv „visceral“ ist ein semantischer Cocktail aus konkreten Eingeweiden und figurativem Bauchgefühl, der einen Englischübersetzer zur Verzweiflung treiben kann, aber der Ausdruck ist nicht unübersetzbar, wie Pocio beweist, bei der aus „There was less sense of simple visceral abandon at our concerts during these last weeks“ der Satz wird: „In diesen letzten Wochen hatten schlichte, hemmungslose Ausschreitungen bei unseren Konzerten spürbar nachgelassen.“ Oder man schaue sich DeLillos einzigen naturlyrischen Satz in dieser Passage an, dessen prosapoetische Qualität nacherschaffen wird, wenn ‚Wellen von aschgrauem Licht über die Türme branden‘. Bei all dem war eigene Kreativität gefragt, all

das geht über das Handwerk hinaus, all das ist wahre Kunst des Übersetzens. Und ein Buch fängt an zu klingen, trifft man nur das Zauberwort.

Ulrich Blumenbach